Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 274. **Donnerstag** den 2. Juni 1898. **92. Jahrgang.**

Der spanisch-amerikanische Krieg.

In Washington sind von Commodore Schley noch immer keine Nachrichten über die Vorgänge vor Santiago eingegangen. Diese Verzögerung officieller amerikanischer Berichte bezeichneten wir gestern als auffallend; sie wird es heute noch mehr und verstärkt den Verdacht, daß Commodore Schley nichts Rühmliches über das Gefecht von Santiago zu melden hat. Dagegen hat der amtliche spanische Telegraph nicht nur sofort die Nachricht von einer Niederlage der Amerikaner, sondern auch Einzelheiten über den Kampf verbreitet, die glaubwürdiger erschien, als die aus amerikanischer Quelle gemeldeten. Wir erhalten folgende Nachrichten:

*** Madrid, 1. Juni. Der Minister für die Colonien erwiderte im Senat auf eine Anfrage, die Nachricht von dem Kampfe bei Santiago sei eine amtliche, und bemerkte weiter, diese Nachricht gebe einen Ausblick auf weitere glückliche Erfolge Dank dem Muthe der spanischen Seeleute. Der Senat nahm hierauf einstimmig einen Antrag an, welcher der Befriedigung über den Erfolg der spanischen Waffen Ausdruck verleiht.**

*** New York, 1. Juni. Ein Telegramm aus Havanna vom heutigen Tage besagt: Hier ist folgende amtliche Mittheilung über den Kampf bei Santiago veröffentlicht worden: Die amerikanische Flotte, bestehend aus den Schiffen „Iowa", „Massachusetts", „Brooklyn", „Texas", „New Orleans", „Marblehead", „Minneapolis", einem anderen Kreuzer und sechs kleinen Schiffen, nahm gestern westlich von dem Ausgange des Hafens von Santiago Aufstellung. Zunächst eröffneten 5 Schiffe das Feuer. Der spanische Kreuzer „Colon" lag gegenüber Punta Gorda (nicht Punta-Ganda, wie erst gemeldet) vor Anker und konnte von der See aus gesehen werden. Die Batterien von Fort Morro, Socapa und Punta Gorda und der Kreuzer „Colon" erwiderten das Feuer. Die amerikanischen Kriegsschiffe gaben 70 Schüsse ab, meistens Geschosse schweren Kalibers, welche indessen gar keinen Schaden anrichteten. Das Bombardement dauerte 1½ Stunden. Dann zogen sich die Amerikaner zurück. Einer ihrer Hilfskreuzer war beschädigt, zwei Granaten sah man am Deck der „Iowa" explodiren, während an Bord eines andern Schlachtschiffes Feuer ausbrach. Einige Geschosse fielen im Innern des Hafens in der Nähe der spanischen Kriegsschiffe nieder. In Santiago herrscht große Begeisterung.**

Eine weitere spanische Depesche aus Santiago meldet, man habe bemerkt, daß drei amerikanische Schiffe Havarien erlitten haben, und bestätigt, daß ein amerikanisches Schiff Feuer gefangen hat. Auf spanischer Seite, sagt die Meldung, sei ein Mann gefallen. Nach einer Nachricht aus amerikanischer Quelle, die von Port au Prince nach New York übermittelt worden ist, wäre das Fort Morro vollständig zerstört, allein wenn man sich der Nachricht aus gleicher Quelle „San Juan auf Puerto Rico liegt in Trümmern, die Insel ist in den Händen der Amerikaner" erinnert, von der nur wahr war, daß einige noch unfertige Strandbefestigungen geringen Schaden erlitten hatten, wird man um so mißtrauischer sein, als selbst von amerikanischer Seite zugegeben wird, daß der Kampf bei Santiago nicht ohne Verlust für die Angreifer gewesen ist. Auch dem New Yorker „Evening Journal" wird aus Cap Haitien gemeldet, nach dem Berichte eines der eingetroffenen amerikanischen Torpedoboote sei ein amerikanischer Hilfskreuzer schwer beschädigt.

Es ist also zweifellos, daß vor Santiago nicht blos eine belanglose Recognoscirung Schley's, wie man jetzt in Washington glauben machen will, sondern eine Beschießung der Hafenforts durch die Amerikaner — ob Admiral Sampson dabei war, mag noch dahingestellt bleiben — stattgefunden hat, offenbar zu dem Zwecke, in den Hafen einzudringen und den Spaniern ein zweites Cavite zu bereiten, daß der Angriff aber von den Spaniern erfolgreich zurückgeschlagen worden ist. Gleichzeitig scheint nach den amtlichen spanischen Berichten festzustehen, daß die Schiffe Cervera's sich nicht außerhalb des Hafens begeben haben. Damit entfällt die von uns gleich als unglaubhaft bezeichnete Meldung, Schley habe durch eine Kriegslist Cervera auf offene See herausgelockt und dieser sei auf das plumpe Manöver eingegangen.

Dem „Evening Journal" wird weiter aus Cap Haitien von Mittwoch Vormittag gemeldet, die amerikanische Flotte sei neuerdings vor Santiago erschienen und man erwarte ein nochmaliges Bombardement. Diese Meldung möchten wir ebenso bezweifeln, wie die andere der römischen „Tribuna" aus Kingston (Jamaica) vom 31. Mai, nach welcher Admiral Cervera mit seiner Flotte nach vorgenommener Verproviantirung Santiago mit östlichem Curs verlassen haben soll.

In Washington hat man sich, da die amerikanische Flotte bisher so gut wie unthätig hat bleiben müssen, bezw. nichts hat ausrichten können, dazu entschlossen, allen Ahnungen zum Trotz eine kleine Armee nach Cuba zu werfen. Man berichtet uns:

* **Washington**, 1. Juni. Der Kriegssecretair Alger richtete ein Schreiben an das Repräsentantenhaus, worin er einen Nachtragscredit fordert und vorschlägt, sofort 15—20 000 Mann nach Cuba zu schicken und diesen schnellstens 50 000 Mann folgen zu lassen.

In Guantanamo sind, wie wir berichteten, angeblich schon 400 cubanische Expeditionstruppen gelandet; dort sollen auch die weiteren Nachschübe ausgeschifft werden, und dann soll der Angriff auf Santiago gleichzeitig zu Land und zur See erfolgen. Nur für den Fall, daß Schley Santiago genommen hätte, wollte man von einer Landung auf Cuba vorläufig absehen und zuerst die Insel Puerto Rico zu occupiren suchen.

Im gegentheiligen Falle, das heißt, wenn es Schley nicht gelingen würde, in die Bucht von Santiago einzudringen und die Escadre Cervera's zu vernichten, soll die Transportflotte das Cap Maisi doubliren, westlich steuernd die Bucht von Guantanamo zu gewinnen trachten und das Corps Shafter's dort ans Land setzen. Die Bucht von Guantanamo liegt etwa sechzig Kilometer östlich von Santiago de Cuba und würde sich vermöge ihres im Westen ziemlich flach verlaufenden Strandes vorzüglich für die Ausführung einer Landung eignen. Hier beginnen auch die Communicationen nach dem Innern der Insel, einige Wege und eine kurze, nach der 15 Kilometer entfernten Stadt Santa Catalina de Guantanamo führende Eisenbahnlinie. Für große Fahrzeuge ist aber die Einfahrt in die Bai, besonders in die nördlichste Einbuchtung von Joa, sehr schwierig, da das Fahrwasser sich bis auf eine Viertel-Seemeile (1,8 km) verengt und die Tiefe stellenweise nur 2 Faden (3,6 m) beträgt. An Befestigungen ist nur ein kleines Fort in der Mitte der Bucht und an der schmalsten Stelle derselben vorhanden. Die Landung könnte aber schon vor dem Fort stattfinden, ohne daß dasselbe sie zu verhindern im Stande wäre. Mehr als das kleine, gewiß ganz verfallene und mangelhaft armirte Fort wären aber Torpedos zu fürchten, die überall leicht angebracht werden können.

Mit den 20 000 Mann des Landungscorps des Generals Shafter und 3000 Insurgenten unter Garcia hofft man dem spanischen General Pando mit Erfolg entgegentreten zu können. General Pando soll mit 14 000 Mann zwischen Santiago de Cuba und dem Cauto-Flusse stehen. Der Cauto-fluß entspringt nördlich von dieser Stadt in der Sierra Morena, deren Uebergänge General Pando wahrscheinlich zu vertheidigen hat. Um die Landung der Amerikaner zu verhindern, müßte sich aber der spanische General östlich gegen Santa Catalina de Guantanamo wenden und Shafter wieder in das Meer zu werfen trachten. Eine Landung größerer Truppenkörper an einer feindlichen Küste ist immer mit großen Schwierigkeiten verbunden und kann von einem wachsamen und energischen Vertheidiger leicht zurückgewiesen werden. Ganz unverständlich ist es daher, daß die Amerikaner das Geheimniß der beabsichtigten Landung nicht bewahrt, sondern alle Details derselben in die Welt hinausposaunt haben. Diese unbegreifliche Offenherzigkeit muß den Verdacht hervorrufen, daß die Landung an einem ganz andern Puncte als bei Guantanamo geplant wird. Andererseits müßte aber die Vernichtung der Flotte Cervera's das einzig richtige Operationsziel aller kriegerischen Unternehmungen der Amerikaner bilden, denn sie ist der einzige lebende Kampffactor, den die Spanier heute in den westindischen Gewässern besitzen.

Wir verzeichnen noch folgende uns zugegangene Nachrichten:

* **New York**, 1. Juni. Aus Key West verlautet, der amerikanische Hilfskreuzer Saint Paul habe das spanische Transportschiff Alfonso XIII. mit 1300 Soldaten und vielen Vorräthen an Bord aufgebracht.

* **Madrid**, 1. Juni. Nach einem Telegramm aus Gibraltar wurden aus einer Volksmenge gegen den englischen General Richardson, den Oberbefehlshaber der Garnison von Gibraltar, Steine geschleudert, als er mit einem andern Manne in San Roque spazieren ging.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 2. Juni.

Unter der Ueberschrift **„Ein Reichsgerichtsrath als Abgeordneter?"** erörtert die „Köln. Ztg." die Frage, ob der zum Reichsgerichtsrath ernannte Centrumsabgeordnete Dr. Spahn auf weitere parlamentarische Thätigkeit freiwillig oder unfreiwillig Verzicht leisten werde.

„Selbstverständlich" — so führt das rheinische Blatt aus — „prüfen wir die Frage mit völliger Unbefangenheit, losgelöst von jeder Parteirücksicht. Da ist nun zunächst festzustellen, daß bisher noch in keinem Falle ein Reichsgerichtsrath als Abgeordneter einer gesetzgebenden Körperschaft angehört und als solcher Betheiligung am politischen Leben gesucht hat, obwohl nach der Reichsverfassung dem nichts entgegenstände und richterliche Beamte anderer Grade dem Reichstage gleichwie den Landtagen der verbündeten Einzelstaaten ungehindert und nicht selten mit einem Erfolge angehören, den man an maßgebender Stelle aus sachlichen Gründen nur ungern vermissen möchte. Im Allgemeinen läßt sich schwerlich behaupten, dem Eintritt oder Verbleiben von Richtern in Volksvertretungen würden von den vorgesetzten Behörden oder sagen wir von Amts wegen Hindernisse bereitet. Wohl aber haben innerdienstliche Gründe unseres Wissens mehrfach dazu geführt, bei in Aussicht genommenen Beförderungen dem Betreffenden einen Verzicht auf fernere politische Thätigkeit nahezulegen, in einzelnen Fällen sogar in der Form eines bindenden Versprechens abzuverlangen. Ganz abgesehen von den Jahren des sogenannten Culturkampfes, wo leichtverständliche andere Gründe mitgespielt, aber auch zuweilen vollständig versagt haben sollen. An geschulten oder überhaupt nur nach jeder Richtung hin geeigneten Parlamentariern haben wir in Deutschland wahrhaftig keinen Ueberfluß. Da ist wohl keine Partei, die nicht ihre liebe Noth hätte, ihren Bestand aufrecht zu erhalten und Lücken angemessen auszufüllen. Die nahe bevorstehenden Reichstagswahlen lehren das, alte Namen verschwinden unter Bedauern, und viele neue Namen erscheinen auf der Bildfläche des öffentlichen Lebens, die sich erst noch zu bewähren haben werden. Nun bietet sich aber hinsichtlich der Vertretung der Reichsgerichtsräthe, wenn sie, gleichviel aus welchem Anlaß, den Pflichten des Amtes auf längere Zeit entzogen werden, eine ganz besondere Schwierigkeit dar, da bekanntlich nach § 134 des deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes die Zuziehung von Hilfsrichtern beim Reichsgericht unzulässig ist, durch die alle anderen Gerichte sich zu helfen pflegen, um Mitglieder, die als Abgeordnete während der Tagungen fehlen, zu ersetzen. Ist nun aber einmal dieses Hilfsmittel für den höchsten deutschen Gerichtshof aus tiefer liegenden Gründen überhaupt ausgeschlossen, so muß der Geschäftsgang unter jeder längeren Abwesenheit auch nur eines Mitgliedes empfindlich leiden, muß eine Lücke entstehen, wie sie nur bei reichlich bemessenen Arbeitskräften ohne dienstliche Unzuträglichkeiten denkbar ist. Daß sich nun aber das Reichsgericht genau in der entgegengesetzten Lage befindet, haben ja die letzten Verhandlungen des Reichstags über den Regierungsvorschlag, die Revisionssumme zu erhöhen, gesehen. Unter diesen Umständen darf man gewiß einigermaßen darauf gespannt sein, wie sich Herr Spahn im Hinblick auf seinen Eintritt in das Reichsgericht gegenüber seinen Rechten und Pflichten als Abgeordneter entscheidet und wählt, wie sich insbesondere auch das Reichsjustizamt zur vorliegenden Frage stellt, die ganz unabhängig von diesem Einzelfalle ihre große Bedeutung hat."

Die „Köln. Ztg." fügt dann hinzu, von wohlunterrichteter Seite werde behauptet, Herr Dr. Spahn denke nicht daran, von seiner parlamentarischen Wirksamkeit sich zurückzuziehen, und leitet aus dieser Behauptung die besondere Berechtigung der aufgeworfenen Frage her. Ihre baldige Lösung ist in der That schon deshalb sehr wünschenswerth, weil ein Abgehen von der bisherigen Praxis, die Mitglieder des höchsten deutschen Gerichtshofes vom parlamentarischen Leben fern zu halten, das Gewicht der im Reichstage bei den Verhandlungen über die Erhöhung der Revisionssumme von maßgebender Stelle abgegebenen Erklärungen betreffs der Ueberlastung des Reichsgerichts abschwächen und den Gegnern dieser Maßregel Anlaß zu der Behauptung geben würde, jene Erklärungen hätten weniger den Thatsachen, als dem Wunsche entsprochen, die Erhöhung der Revisionssumme durchzudrücken. Wir bedauern, daß gerade die Er-

---

Feuilleton.

Sanitätsraths Türkin.

11] Eine Kleinstadt-Geschichte von Klaus Rittland.

Nachdruck verboten.

9. Capitel.

Ostern nahte. In den Gärten steckten Schneeglöckchen, Veilchen und Crocus ihre Köpfchen muthig aus den struppigen, verwitterten, winterlichen Beeten hervor, im Verschönerungsverein erkämpfte der Herr Lieutenant eine neue Bank, die dicht am Seeufer, auf dem Wege nach der Badeanstalt, aufgestellt werden sollte; im Gesangverein übten sie eine Ostercantate, eigene Composition des Musikdirectors, ein, die Pastor Düsterling leider nicht, wie der Musikdirector gehofft, am ersten Feiertag in der Kirche singen lassen wollte — sie erinnere ihn an den Brautmarsch aus Lohengrin, hatte das Verdammungsurtheil des Klützomer Papstes gelautet, dazu gebe er die Kirche nicht her! —, die Schulkinder zitterten vor den Zeugnissen und freuten sich auf das Eiersuchen, und die Hausfrauen feierten große Frühlingsscheuerfeste.

Zwei Tage vor Palmsonntag war es. Da schritt Indschi Körting durch die „lange Gasse" auf das Haus des Tischlermeisters Olfers zu. Ihr Herz klopfte — aber nicht vom raschen Gehen; — — wie lange schon hatte sie sich gewünscht, einmal dieses kleine, närrische Häuschen betreten zu dürfen, welches sich so sonderbar nach links neigte, als ob es die eine Schulter herunterzöge — — fast täglich war sie daran vorübergegangen und hatt' verstohlen heraufgeblickt nach dem Fenster — seines Stübchens, aber nur von weitem; sobald sie in die Nähe kam, war ihr, als müßte Jedermann ihr die Empfindungen ansehen, mit welchen sie dort hinauf blickte — sie schämte sich und beschleunigte ihre Schritte.

Heute aber hatte sie einen guten Grund. Dörte, das Dienstmädchen, wollte nach Ostern heirathen, und der Sanitätsrath hatte gemeint, man müsse dem braven Mädchen ein ordentliches Hochzeitsgeschenk machen; Indschi solle sich nach einem Wunsch von ihr erkundigen.

Nach langem Hin- und Herfragen war denn Indschi endlich dahinter gekommen, daß ein „Schazz (Schrank) mit 'ne Schublade drin" der bräutlichen Dörte höchstes Sehnsuchtsziel bildete, „aber eins von Meister Olfersen sin; die Schazzs von dat nige Möbelgeschäft sün man so'n klapprigen Kram! — —" Hätte Dörte gewußt, was für eine Freude sie ihrer jungen Herrin mit dieser Klausel bereitete! — —

Indschi trat über die beiden abgelaufenen Steinstufen in den Hausflur. Meister Olfers kam ihr entgegen und führte sie in eine große Vorderstube, die zu einer Art Lagerraum hergerichtet war, in Ermangelung eines Ladens. Indschi sprach ihren Wunsch aus und er zeigte ihr die fertigen Schränke. Sie betrachtete aufmerksam von der Seite sein breites, gutes Gesicht mit den kleinen freundlichen Augen; er glich doch sehr dem Sohne! Nur war seine Stirn nicht so hoch gewölbt. Während er ihr in seiner ruhig-bedächtigen Weise die Vorzüge der verschiedenen Holzarten auseinandersetzte, traten zwei neue Kundinnen ein: Frau Gutsbesitzer Dräsel, in Begleitung der Frau Pastor Düsterling. Frau Dräsel verlangte, Commoden zu sehen, die Frau Pastorin wollte ihr beim Aussuchen helfen. Letztere hielt es für ihre Pflicht als Seelsorgersgattin, ihren Mitmenschen, auch wenn sie nur geschäftlich zu ihnen kam, immer durch ein paar freundliche Worte ihr Wohlwollen zu beweisen. So fragte sie denn Meister Olfers mit wehmüthiger Miene, ob ihn denn sein böses Reißen im Bein noch recht arg quäle. „O nein, Frau Pastorin, das ist schon seit Monaten vorbei, Gott sei Dank." „Aber es kommt wieder, lieber Meister, es kommt wieder", versicherte sie ihn, mitleidig seufzend; „Sie gehen ja auch noch so steif; ach, und weg bleibt das nie ganz, wo es einmal angeklopft hat. Ich kenne das. Mein armer Bruder hat es auch gehabt, ganz wie Sie, lieber Olfers; und nachher wurde eine fürchterliche Krankheit daraus, ich habe den lateinischen Namen behalten: atridis difformans, verunstaltende Gicht; alle Glieder wurden zusammengekrümmt, ach Gott, was hat er gelitten, bis der Herr ihn erlöste!" Meister Olfers hatte sich vorher ganz wohl gefühlt; jetzt war ihm plötzlich, als zwickte es mit glühenden Zangen in all seinen Gelenken. Frau Dräsel hatte unterdessen etwas nach ihrem Geschmack gefunden; aber als sie den Preis erfuhr, war sie entrüstet. „Dreißig Mark? Genau dasselbe kriegt man ja drüben bei Rosenthal für achtzehn." „Das wird wohl andere Arbeit sein", meinte der Alte achselzuckend. „Und die?" Frau Dräsel deutete auf ein Möbel, welches durch seine elegante Form auffallend gegen die anderen abstach. „Die habe ich nur zum Aufpolieren hier, die gehört der Frau Baronin auf Strödenhagen; warten Sie, ich hole noch was von draußen." Und er entfernte sich, während Frau Dräsel ehrerbietig die barünliche Commode streichelte. „So helles Eichenholz sieht man doch selten", meinte sie. „Das ist nicht Eichenholz, sondern Ahorn", sagte Indschi herantretend.

„Liebes Fräulein, auf so etwas verstehe ich mich ganz genau", entgegnete die Andere herablassend; „wer schon drei Ausstattungen besorgt hat (für meine älteste Tochter und zwei Nichten!) und überhaupt — Eichen ist es, nur sehr hell gebeizt. Von Ahorn macht man überhaupt keine Möbel." Lächerlich, dieses junge Ding wollte sie in einer praktischen Angelegenheit Lügen strafen!

Jetzt kam der Tischler zurück.

„Was ist das für eine Holzart, Herr Olfers?" fragte Indschi.

„Ahorn", war die Antwort.

„Da haben Sie sich also doch geirrt, liebe Dräsel", sagte die Pastorin und ein Lächeln zuckte um ihre für gewöhnlich so traurig abwärts gezogenen Mundwinkel.

Frau Dräsel war beleidigt. „Nun, ich sehe schon, hier finde ich doch nichts Geeignetes", sagte sie und verabschiedete sich mit einem übellaunigen kurzen Nicken, gefolgt von der Pastorin.

Indschi hatte wohlmeinend bemerkt, wie bei der Erwähnung des Rosenthal'schen Geschäftes ein Schatten über des Alten Gesicht geflogen war. Sie wollte ihm gern etwas Angenehmes sagen und so bemerkte sie: „Wie kommen die Möbel dort drüben immer so unsolide vor, so flüchtig zusammengeleimt — nur fürs Auge."

„Ja, ja, Fräulein, das muß wohl wahr sein", nickte er lächelnd, „nur fürs Auge, aber das versteht eben nicht Jeder, das muß man kennen."

Ach, dieses großprahlerische Schaufenster dort drüben mit den hellen Spiegelscheiben und der weit sichtbaren Ueberschrift, was hatten die dem alten braven Handwerker schon für Aerger bereitet, diese letzten zwei Jahre lang! Frech und hämisch wie das Auge des bösen Feindes lachten die glänzenden Scheiben zu ihm herüber. Er wußte wohl, daß das Zeug dort meistens elende Ramschwaare war, aus allerlei Concursen zusammengekauft, nicht halb so gut wie seine sorgfältig gearbeiteten Möbel, aber so elegant sahen die Sachen aus, so modern und vor Allem so billig waren sie, so gesetzwidrig billig!

„Ja, seh'n Sie wohl, Fräulein", fuhr er fort und öffnete eine Schranktür, „gucken Sie sich das 'mal innewendig an, allens gut ausgetrocknetes Holz — das wirft sich nicht! Und hören Sie 'mal, wie die Thür schließt —", ein leise pfeifender Ton, wie von gepreßter Luft.

„Ja, so muß es sein", gab Indschi zu, „leicht und doch fest. Und wie sauber das gefügt ist, auch die Rückwand so hübsch solide. Ja, den nehme ich. Bitte, schicken Sie ihn zu."

„Weiß schon", unterbrach er sie, wohlgefällig lächelnd, „werde doch wohl Fräulein Körting kennen!"

Indschi hätte gern noch eine Weile mit dem Alten geplaudert. Gar zu gern hätte sie von ihm gehört, ob er seinen Sohn zu Ostern erwarte. Aber sie genirte sich, zu fragen. Fast wollte es ihr scheinen, als ob der Alte ihre Gedanken erriethe. Er schmunzelte so stillvergnügt. So wandte sie sich zum Gehen. Da trat die Mutter Olfers ein.

„Ach, Fräulein Körting, ich muß doch 'mal fragen, wie's dem Herrn Onkel geht" — und bald war ein gemüthliches Schwätzchen in Gang. Es dauerte auch keine fünf Minuten, da hatte Indschi erfahren, was sie zu wissen verlangte:

„Uns' Fritzing war derartig mit Arbeiten überhäuft, daß er unmöglich zu Ostern heimkommen konnte; aber wenn der Flieder blüht, hätt' he schrewen, dann wär dat zu schön bei uns, dann wurd' he ganz bestimmt 'mal wedder auf an paar Tage kommen!"

So lange Zeit habe ich noch zu keinem Einkauf gebraucht! dachte Indschi, als sie sich endlich verabschiedet hatte, sich fröhlich aus. „Also, wenn der Flieder blüht?"

„Du, Vadding", fragte Mutter Olfers, ihren Mann mit dem Ellbogen anstoßend, während sie Indschi nachblickte, „hast wohl seihn, wie sie sich rech anstickte, wie ich vom Fritzing sprach?"

„Nee, dat hew ick nich seihn!"

„Un Fritzing — weißt noch, wie er vom Kaisers Geburtstag taurück kam, wo ich ihn so neckte?"

„Dat hätt'st lewer bleiben lassen sollen", brummte er, „nehmen ducht sei ehm doch nich —"

„Nanu — uns' Fritzing? warum denn nich?" fuhr die stolze Mutter auf.

„Aber schön is sei", fuhr er nachdenklich fort, „au klauk, sehr klauk — sehr verständig."

Wie kann nur ein Monat so entsetzlich lang sein? Dieser April wollte absolut nicht endigen. Täglich wanderte Indschi die Serpentinenade entlang und prüfte sehnsüchtig die Fliederbüsche, ob die Knöspchen der zierlichen Dolden sich noch nicht lila färben wollten; aber sie waren unglaublich zurückhaltend in diesem nordischen Klima.

Der Mai brachte endlich ein paar brütend feuchtwarme Lenztage, die mit liebeshrünstigem Hauch diese ganze schlummernde Natur zu seligem Frühlingsleben wachküßten. Der Flieder blühte.

Anfang Juni sollte in Heidelberg ein Mediciner-Congreß tagen, und Indschi redete ihrem Onkel zu, denselben zu besuchen. Er hatte wohl Lust, aber er war schwerfällig geworden. „Ach, Kind, ich bin so selten herausgekommen, ich würde mich fremd fühlen unter den Collegen."

„Du erzähltest doch neulich von so einem interessanten Fall — weißt Du, die Nierengeschichte, und sagtest, der sollte eigent-